

PREDIGT ÜBER HEBRÄER 13,15-16

(ERNTEDANKFEST, 6. OKTOBER 2002, PETERSKIRCHE, PROF. DR. CHRISTOPH MARKSCHIES)

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt!

Am Erntedankfest, liebe Gemeinde, liegt es doch wohl nahe, über das *Danken* nachzudenken und von der *Dankbarkeit* zu reden. Selbst wenn Matthias Claudius unseren städtisch geprägten Blick auf Acker und Pflug lenkt, selbst wenn der Eingangspsalme unsere Aufmerksamkeit auf das „Land voll Früchte“, auf Gras und Saat richtet, also auf die Erntegaben, die heute den Altar schmücken – der große Kreislauf von Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht bestimmt doch nur noch in sehr eingeschränktem Maß unser Leben. Erdbeeren und andere Köstlichkeiten der Natur gibt es praktisch das ganze Jahr – und sei es im Delikatessengeschäft für teures Geld; vor Frost schützt die Heizung, vor Kälte die Klimaanlage; die Unbilden des Winters machen uns bald wieder die Räumfahrzeuge der Stadtreinigung erträglich, die Hitze des Sommers ertragen wir mit Hilfe des Ventilators und die einst so stricke Grenze zwischen Tag und Nacht verschieben wir jeden Abend wieder neu durch unsere Schreibtisch- und Wohnzimmerlampen. Man könnte also meinen, ein auf solche natürlichen Kreisläufe bezogenes *Erntedankfest* sei heute wenig mehr als ein anachronistischer, archaischer Brauch – wenn nicht dieses eine Motiv des *Dankes* wäre, dieses eine Motiv der *Dankbarkeit*, durch das wir Stadtmenschen des einundzwanzigsten Jahrhunderts mit den vielen Generationen verbunden sind, für die der Kreislauf von Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht noch wirklich das Leben bestimmte: *Erntedank*.

Wie halten wir es also mit dem Danken, liebe Gemeinde? Wie steht es mit der Dankbarkeit unter uns? – Ich lese den Predigttext, der für das heutige Erntedankfest vorgeschlagen ist; er steht im letzten, dem dreizehnten Kapitel des Hebräerbriefes, die Verse 15 und 16:

„So laßt uns nun durch ihn Gott allezeit das Lobopfer darbringen, das ist die Frucht der Lippen, die seinen Namen bekennen. Gutes zu tun und mit anderen zu teilen, vergeßt nicht; denn solche Opfer gefallen Gott“ (Hebr 13,15-16).

Wir fragten: Wie halten wir es mit dem Danken, liebe Gemeinde? Und: Wie steht es mit der Dankbarkeit unter uns? Der Autor des Hebräerbriefes hat eine absolut eindeutige Antwort auf die Frage: Er rät uns am Schluß seines Briefes, „allezeit“, also immer und beständig Gott zu loben und ihm für erfahrene Barmherzigkeit zu danken. Und wie halten wir das?

Sind wir allezeit dankbar? Loben wir allezeit unseren Schöpfer für die Fülle der guten Gaben, die wir Tag für Tag von ihm empfangen? Oder muß man nicht eher sagen, daß wir in zutiefst undankbaren Zeiten leben? In Zeiten, wo die Menschen zwar sehr genau wissen, was ihnen zusteht, worin ihre unveräußerlichen Rechte bestehen, die sie auch vehement einklagen – aber dabei kaum das Wort „Danke“ über die Lippen bringen, nicht gegenüber ihren Mitmenschen und erst recht nicht gegenüber ihrem Gott. Wir kennen das ja alle und ich brauche nicht lange darüber zu reden: die unfröhlichen, verkiffenen Gesichter derer, die selbstverständlich und ohne ein Wort des Dankes hinnehmen, was nicht selbstverständlich ist und eigentlich Grund für tiefe Dankbarkeit wäre. Wir kennen sie doch alle: Studierende, für deren Ausbildung sich Eltern und Professoren Tag für Tag mit hohem Einsatz und großer Phantasie abmühen; Kollegen, denen man unter vielen Mühen einen großen Gefallen getan hat; Nachbarn, deren Launen und Marotten man jahrelang ertragen hat – und kein Wort des Dankes, keine Geste der Dankbarkeit, nicht einmal ein Lächeln. *So* geht das doch häufig unter uns Menschen zu; *so* undankbar, *so* hartherzig gehen wir doch auch oft mit unserem Gott um. – Irre ich mich, liebe Gemeinde, wenn ich denke, diese Seuche der Undankbarkeit habe sich immer stärker ausgebreitet in den letzten Jahren? Täusche ich mich, wenn ich unsere Zeiten für undankbarer halte als die meiner Kindertage?

Wenn ich recht hätte, liebe Gemeinde, mit solchem Lamento über zutiefst undankbare Zeiten, dann lautete die Schlüsselfrage unseres heutigen Erntedankfestes: Wie können wenigstens *wir* denn wieder lernen, *so allezeit*, *so* beständig dankbar zu sein, wie das uns der Autor des Hebräerbriefes rät? Wie lernen *wenigstens* wir wieder diese heitere, offene, freundliche Dankbarkeit, die Menschen und Gott dankt für alle Wohltaten und Barmherzigkeit, die wir Tag für Tag, Stunde um Stunde empfangen?

Der Schweizer Dichter Max Frisch beschreibt in seinem Tagebuch aus dem Jahre 1969, wie er eines Tages einen Menschen auf der Straße traf, dem er sehr viel verdankte, einen Menschen traf, der ihm das Architekturstudium ermöglichte, ihn mit Literatur, Kunst und Musik vertraut machte, Schopenhauer, Mozart, Beethoven, Nietzsche, Riemenschneider, Bruckner: „So vieles verdanke ich diesem Mann“, schreibt Frisch, „auch das Engadin“ (S. 254). Und nun notiert Frisch ganz bekümmert in seinem Tagebuch, wie dieser Mensch, dem er soviel verdankte, weiterging und tat, als habe er den Dichter nicht gesehen. Frisch wollte ein Zeichen seines Dankes geben, eine Geste seiner tiefen Dankbarkeit – und konnte es nicht. Und diese etwas trübe Situation bringt ihn auf die Idee, in seinem Tagebuch eine lange Liste der Dankbarkeiten zu notieren, obwohl ja keine Instanz eine solche Liste der Dankbarkeiten verlangt – wie etwa jährlich eine Steuererklärung

verlangt wird. Frischs Liste der Dankbarkeiten ist lang und enthält ganz verschiedene Einträge: Für die Mutter ist er dankbar, für Gesundheit und Kinder, für seine Begegnungen mit Suhrkamp und Brecht, für den Partner, für Freundschaft mit Kollegen und Nachbarn, aber auch dafür, daß der Ehrgeiz nachläßt, daß er nicht nach Stalingrad befohlen wurde und für die Spannung zwischen Mundart und Schriftsprache. Ach, liebe Gemeinde: Wie wäre es denn, wenn wir wenigstens einmal im Jahr solche Listen der Dankbarkeit aufstellen würden? Wenigstens einmal im Jahr, am Erntedankfest? Wenn wir wenigstens einmal im Jahr auch aufschreiben würden, wem wir Dank schulden: den Eltern, den Kindern, für Freunde und Kollegen, den Nachbarn, für Glück, Erfolg und Gesundheit – haben wir etwa keinen Grund, solche Listen zu schreiben? Haben wir etwa keinen Grund, Gott zu danken, daß wir solche langen Listen schreiben können, länger noch als Max Frisch in seinem Tagebuch?

Der Hebräerbrief rät uns nicht nur einfach dazu, allezeit und beständig zu loben und zu danken. Weil er ein recht gründlicher Theologe ist, schließt er noch zwei Reflektionsgänge an – und mir scheint, wir sollten auch auf diese beiden Gedanken unseres Predigttextes noch hören. Der Autor des Hebräerbriefes will uns zunächst vermitteln, daß das Loben und Danken die eigentliche gottesdienstliche Aufgabe der Christen ist: „Dankt unserm Gott, lobsinget ihm, rühmt seinen Nam mit lauter Stimm, lobsingt und danket allesamt. Gott loben, das ist unser Amt“ – diese Gesangbuchverse haben zwar zwei Barockdichter verfaßt, aber so ist genau zum Ausdruck gebracht, was unser Predigttext sagen will. Seit dem einen Opfer Jesu Christi am Kreuz braucht es keine blutigen Opfer mehr im Gottesdienst; das rechte gottesdienstliche Lobopfer ist der Dank, das Singen von Psalmen und Hymnen, das dankbare Bekenntnis seines Namens vor der ganzen Gemeinde. Lassen wir uns also an diesem Erntedankfest ruhig fragen, liebe Gemeinde, wie es mit unseren Gottesdiensten steht: Wären sie für den Autor des Hebräerbriefes rechte Gottesdienste? Solche, in denen durch Worte, Lieder und Zeichen Gott für seine Barmherzigkeit gedankt wird? Oder bleiben wir auch Sonntags im elenden Kreislauf der Sorgen und Probleme, die uns die Woche über schon genug plagen? Lehren wir in der Theologischen Fakultät, lehren wir in unseren Gemeinden, Gott zu loben und ihm allezeit zu danken? Oder lassen wir an diesen Orten zu, daß sich die unfröhliche und mufflige Seuche der Undankbarkeit auch hier ausbreitet? Vielleicht sollten wir in Kirche und Theologie häufiger der schönen Idee von Max Frisch folgen und Litaneien der Dankbarkeit anstimmen.

Der Autor des Hebräerbriefes macht uns aber noch auf ein Zweites aufmerksam, wenn er sagt: „Gutes zu tun und mit anderen zu teilen, vergeßt nicht; denn solche Opfer gefallen Gott“. Da lernen wir – falls wir’s nicht schon längst wissen: Es nicht nur fehlende Dankbarkeit und ausbleibenden Dank; es gibt vielmehr auch eine rein rhetorische Dankbarkeit, es gibt auch verlogene Gesten und vor denen warnt unser Predigttext an seinem Ende. Was nützt denn der rein konventionelle Dank, wenn er nicht aus einer Haltung der Dankbarkeit stammt? Was nützt es denn, wenn wir Sonntags die alten Danklieder im Gottesdienst singen und ansonsten den lieben Gott einen guten Mann sein lassen? Wer wirklich dafür dankbar ist, was ihm an Wohltat und Barmherzigkeit widerfahren ist, der ist auch zu anderen Menschen großzügig und barmherzig. Der alte Brief ist hier überraschend modern. Was die revidierte Lutherbibel mit den Worten: „vergeßt nicht, mit anderen zu teilen“ übersetzt, heißt wörtlich übersetzt: „Vergeßt den *Gemeinsinn* nicht“. Vergeßt in einer Kultur der Undankbarkeit nicht, daß unsere Gesellschaft vom Gemeinsinn lebt, von der gegenseitigen Solidarität und nicht vom schrankenlosen Individualismus. Diese Mahnung gilt nicht nur, wenn wir den Klingelbeutel vor uns sehen oder einen Spendenaufruf im Fernsehen anschauen. Nein, die Mahnung, den Gemeinsinn nicht zu vergessen und die Solidarität, gilt natürlich auch in den großen gesellschaftlichen Reformdiskussionen der nächsten Jahre. Die Mahnung, den Gemeinsinn nicht zu vergessen gilt beispielsweise, wenn es in den nächsten Jahren um die Frage gehen wird, ob wir noch genügend Geld dafür haben, daß alle Menschen eine Ausbildung auf höchstem Niveau erhalten können. Sie gilt beispielsweise, wenn es in den nächsten Jahren um die Frage gehen wird, ob alle Zugang zu medizinischer Versorgung auf höchstem Niveau haben sollen. Vergeßt – sagt der Autor des Hebräerbriefes – in den gesellschaftlichen Reformdiskussionen der kommenden Jahre den Gemeinsinn nicht, die Idee der Solidarität einer Gesellschaft mit ihren schwachen Gliedern. Es kann doch nicht der Sinn unseres Glaubens sein, daß wir unter Berufung auf die Väter der Reformation den schrankenlosen Individualismus sanktionieren und die absolute Freiheit des Individuums zum höchsten religiösen Wert ausrufen.

Wie kalt es in einer Gesellschaft werden könnte, die solchen Maßstäben folgt, liebe Gemeinde, ahnen wir, wenn wir auf die rasche Ausbreitung der muffligen Undankbarkeit in unserer Umgebung schauen. Das wäre dann eine Welt, in der es nur noch Saat und keine Ernte mehr gäbe, nur noch Frost, nur noch Winter, nur noch Nacht. Das wollen wir nicht und das sollten wir auch nicht wollen. Der Protest gegen solche Entwicklungen beginnt ganz schlicht: Er beginnt damit, daß wir „Danke“ sagen. Und so ist das Erntedankfest ein kräftiges Zeichen gegen eine Welt ohne Dankbarkeit, ist ein kräftiges Zeichen gegen eine

Welt ohne Gemeinsinn. Wir können an ihm lernen, immer wieder zusammenzustellen, wofür wir dankbar sein dürfen. Wir können heute lernen, immer wieder neu Listen der Dankbarkeiten anzulegen, wie Max Frisch dies in seinem Tagebuch tut. Und wir können lernen, die unfröhlichen, muffligen und undankbaren Zeitgenossen zu solchen Listen zu ermuntern, ihnen und uns zum Nutzen. Ja, liebe Gemeinde: „Alle gute Gabe kommt her von Gott dem Herrn, drum dankt ihm, dankt, drum dankt ihm, dankt und hofft auf ihn“. Amen.